



1.-August-Nummer

Jeremias Gotthelf

(1797-1854)

Nr. 31 Preis 60Rp.

Deutschland DM 80.— / Frankreich fr. 60.—
Italien Lire 120.— / Osterreich Sch. 3,50

Zofingen, den 26. Juli 1954

Erscheint Montags, 41. Jahrgang
Der Nachdruck sämtlicher Artikel
und Illustrationen ist verboten.

Diese Worte aus den Sprüchen Salomos stehen auf dem Grabstein Jeremias Gotthelfs in Lützelflüh. Sie sollen ein ehrendes Zeugnis sein für seinen schriftstellerischen Mut, aber auch für seine überzeitliche Bedeutung. Denn der alttestamentliche Spruch lautet ungekürzt: «Wer wahrhaftig ist, der sagt frei, was recht ist, aber eine falsche Zunge betrügt. Wahrhaftiger Mund besteht ewiglich, aber die falsche Zunge besteht nicht lange.» Man hat diese Worte mit Bedacht gewählt. Gotthelf wird vermutlich noch für die Wahrheit zeugen, wenn das meiste, das heute hoch im Kurse steht, längst vergessen sein wird. Freilich, auch sein Werk enthält manches Vergängliche, dem die Schlacken seiner Person und noch mehr seiner Zeit anhaften. Und Gotthelfs so vielgepriesener Humor ist nicht immer nur liebenswürdig, sondern gelegentlich auch beißend und verletzend. Allzu scharf hat er oft frei herausgeredet, und seine Leidenschaft hat ihn mehr als einmal zu ungerechten Angriffen auf Zeitgenossen hingerissen. Aber gegenüber all dem Unvergänglichen, das er uns geschenkt hat, tritt zurück, was zeitbedingt ist an seinem Werk.

Die Not der Menschen hat Gotthelf zum Schreiben geführt, nicht Ehrgeiz oder Gewinnsucht. Dem Bauern Joseph Burkhalter, seinem Freund, bekennt er am 26. Dezember 1838: «Es ist merkwürdig, daß die Welt, und nicht Ehrgeiz oder Fleiß, mich zum Schriftsteller gemacht. Sie drückte so lange auf mich, bis sie Bücher mir aus dem Kopfe drückte, um sie ihr an die Köpfe zu werfen.» Bitzcius hatte sich als Pfarrer und Betreuer der Volksschule selber immer wieder aus mannigfachen Hemmungen loskämpfen müssen. Darum liebt er es auch, in seinen Erzählungen Unterdrückte loszuschlagen und Gebundene zu befreien. Freimütig sagt er heraus, was ihm an den Zuständen nicht recht zu sein scheint. Ihn interessieren vor allem die Menschen, die Werdende und nicht Vollendete sind, die erst zur freien Entfaltung ihrer Kräfte emporwachsen müssen: der Verdingbub und Soldat Mias im «Bauernspiegel», der Schulmeister Peter Käser und Uli der Knecht, der zum Pächter und Meister heranreift. In ihnen ist Geist von seinem Geist und Blut von seinem Blut. Gotthelf will die Menschen ermutigen, und nicht demütigen, sofern sie nicht in allzu steilem Selbstbewußtsein sich selbst vergöttlichen. Er will ihre eigene Kraft wecken, damit sie sich selber zu helfen vermögen, und nicht nur «als Staatskalb am Staatseuter» hängen. Darum schickt er sie durch eine harte Schule. «Man muß nicht in Baumwolle einwickeln, was später nackt an die Winde des Lebens soll.» Gotthelf ist auch als Dichter Erzieher, der für das Leben tüchtig machen will. Deshalb ist ihm auch eine Geographie des Herzens wichtiger als eine Geographie von Spitzbergen. Souverän verwirft er jede Bildung, die nicht der Charaktererziehung dient. In seinem Artikel zur Pestalozzifeier von 1846 stehen die beherzigenswerten Worte: «Das wäre denn doch eine grobe Täuschung, wenn man dafür hielte, die Fortbildung bestünde darin, daß man immer schöner schreiben, immer verwickelter rechnen, immer mehr chinesische Städte und Flüsse kennen, immer kauderwelscher kannegießern lernte; die wahre Fortbildung des erwachsenen Geschlechtes besteht im Wachstum in Gnade und Weisheit vor Gott und Menschen oder in der Läuterung und Kräftigung des Geistes.» Wie gefährlich es ist, zu bloßem Wissen zu führen und nur zu äußerem Erfolgsstreben anzuleiten, erkennen wir seit langem deutlich genug. Da Gotthelf tief durchdrungen ist von der Verantwortung gegenüber seinem Volk, sagt er frei heraus, was ihm als recht erscheint. Der Mensch ist für ihn in die göttliche Ordnung eingebettet. Aus tierischem Zustand soll er zu einem höheren Wesen erweckt werden; aber er darf sich nicht über die ihm von Gott gesetzten Schranken erheben. Scharf wendet sich der Dichterprophet gegen die jungenhafte Ueberheblichkeit der Radikalen und gegen den Schwindelgeist seiner Zeit. Das Ziel von reich und arm sei, mit möglichst wenig Aufwand möglichst rasch möglichst reich zu werden. «Nicht durch die Bildung, sondern um der Bildung willen will der Student Minister werden, der Korporal General, der erste beste Lümmel Reichsvogt, will der Arme nicht bloß Käs und Brot, sondern Bratis und Salat, man soll ihm das alles gratis schenken, ja bringen, weil er dazu berechtigt ist wie die übrigen, und bringt man es ihm nicht, so ist er berechtigt, es sich zu verschaffen, wie er kann und mag.» Immer mehr schwindet für Gotthelfs Empfinden die Solidität der menschlichen Beziehungen und Geschäfte. Heute besitze einer Millionen, morgen kam das Geld zu einem Schuß Pulver;

heute denke ein anderer ans Hängen, morgen klimpere er mit Tausenden, als ob es Zahlpfennige wären. Der Zeitgeist betrachte das Faulenzen als eine Ehre und meine, wer müßig gehe, sei wenigstens halb adlig, wenn nicht ganz. Man anerkenne den Unterschied im Werte der Arbeit nicht mehr, sondern berechne bloß den Aufwand der rohen Kraft. Der Steinbrecher schätze seine Arbeit höher als der Bildhauer, der Töpfer wolle besser bezahlt sein als der Maler.

Es ist vor allem der Kommunismus, dessen verheerende Macht Gotthelf schon zu seiner Zeit scharf erkennt. Der heillosen Gleichmachungstendenz stellt er die Ungleichheit im Reiche der Natur entgegen: «Aus einer Kuh kann der Mensch keinen Hirsch machen, aus einer Kröte keinen Adler, aus sich selbst keinen Engel mit Flügeln, tugendreich und makellos... Ferner kann er auf einen Felsen nicht Pappeln pflanzen, die Lüneburger Heide nicht mit Hanf besäen, die Jungfrau im Berner Oberland nicht mit Dahlien bekränzen, in Sachsen nicht Datteln ziehen, aus einem Ludimagister keinen Küher machen, einen Roßjungen nicht in ein gelehrtes Haus umwandeln, eine Katze nicht in eine Nachtigall.» Gleich sind die Menschen, ist alle Kreatur nur vor Gott! Christliche Verantwortung wäre imstande, die sozialen Gegensätze erträglich zu machen und die revolutionären Bewegungen zu verunmöglichen. «Wären Fabrikherren Christen, so wäre vieles anders, und wären Fabrikarbeiter Christen, so wären sie ganz frei und die Fabrikherren hätten keine Macht über sie.» Gotthelf wendet sich nicht nur gegen die Gier nach Geschäft und Genuß, welche die unteren Schichten beherrscht, sondern freimütig zeichnet er auch den Materialismus der Besitzenden. «Sime Sämeli war keine Staatsmajestät, aber für eine souveräne Majestät hielt er sich selbst, sein Reich war sein Geldsäckel, und wer dieses Reich ihm angriff, der war sein Feind, darum haßte er niemand ärger als d'Bettler und d'Regierig, und war ihm da ey Donner wie der andere, alte und neue, aristokratische und demokratische.» — Auch im politischen Leben verwirft Gotthelf jede übertriebene Uniformierungstendenz. Den totalen Staat, der die Unabhängigkeit des Bürgers gefährdet und jede freie Sphäre auslöscht, greift er mit immer neuen Argumenten an. Schon 1839, also vor der Machtergreifung des Radikalismus im Kanton Bern, schreibt er im «Dursli»: «Aber ist wohl der Staat um des einzelnen willen da oder der einzelne um des Staates willen? Ist die Vervollkommnung der Menschen oder die Ausführung einer Staatsidee Zweck des irdischen Lebens? Wer weiß, ob nicht in Meere von Blut die Vernachlässigung des einzelnen über die Ueberhebung des Staates als eine weltgeschichtliche Torheit eingegraben wird, und zwar bald? Jede politische Intoleranz, jeder Fanatismus, auch der religiöse, ist dem Dichter verhaßt. Gotthelf weiß, daß es schließlich auch nicht nur auf die Verfassung ankommt, die ein Volk sich gibt, sondern ebenso sehr darauf, daß es sich in guter Verfassung befindet. «Die Persönlichkeit der Regierenden trägt wenigstens zwei Drittel bei zur Zufriedenheit oder Unzufriedenheit eines Landes, die Verfassung nur einen.» Deshalb nimmt er auch kein Blatt vor den Mund, wo es seiner Meinung nach nötig ist, auf Schäden des öffentlichen Lebens und auf Mängel der politischen Führer hinzuweisen. Als der «Bauernspiegel», vor allem der zweite, sogenannte politische Teil, heftiger Kritik begegnete, wehrte sich Gotthelf im Vorwort zur zweiten Auflage: «Ich, ein Kind der Freiheit, ein Mann des Wortes, sollte unsere Hausgötter, Freiheit und Frömmigkeit, nicht verteidigen dürfen mit der Schärfe des freien Wortes!» Das hat er je und je getan, und dafür gebührt ihm unser Dank.

Zum hundertsten Todestag des Dichters Jeremias Gotthelf:

«Wer wahrhaftig ist, der sagt frei, was recht ist...»

Von Prof. Dr. Kurt Guggisberg

Schon als Student hat Bitzcius freimütig seine Meinungen geäußert, z. B. gegen die Kriegshetzerei unverantwortlicher Despoten. Wie er im Herbst 1821 von Hannover durch die Lüneburger Heide nach Hamburg fährt, regt ihn das öde Land zu einem pazifistischen Traum an, der leider zu schön ist, um wahr zu sein. Hier «wäre Raum für die streitsüchtigen Könige. Selten geschieht, daß Volk gegen Volk aufsteht, Ungerechtigkeiten zu verüben oder zu strafen. Die Fürsten und ihrer Höfe Politik sind es meist, die Kriege anzetteln... Das allgemeine Menschenrecht fordert, daß der, welcher einen Krieg führen soll, auch sagen darf, ob er ihn führen will. Dieses Recht muß den Völkern früher oder später gegeben werden, und läßt sich der Geist der Gerechtigkeit auf ihnen nieder, dann werden die Kriege unter die seltenen Erscheinungen kommen.» Könnten die Verantwortlichen das Kriegen nicht lassen, so sollten sie den Streit unter sich allein ausmachen, die Völker aber nicht damit

(Fortsetzung auf Seite 55)

Frühe Vollendung, reiche Ernte

Das Städtchen Murten, bis 1798 gemeinsame Landvogtei von Bern und Freiburg, 1803 dem Stand Freiburg angeschlossen, hatte unter den Durchmärschen und Einquartierungen fremder Truppen um die Wende des 18./19. Jahrhunderts viel zu leiden. Als einmal österreichische Plünderer in das evangelische Pfarrhaus eindringen und die übrigen Kinder vor Angst schrien, stand ein Knabe von wenigen Jahren in seinem Bettlein auf und drohte den Soldaten mit der Faust. Es war der am 4. Oktober 1797 geborene Albert Bitzcius, Sohn des Pfarrers Sigmund Bitzcius, Burgers von Bern. In der Haltung des Knäbleins finden wir bereits den späteren furchtlosen Kämpfer Jeremias Gotthelf.

1805 übersiedelte die Pfarrfamilie Bitzcius — die Hausmutter war eine geborene Elisabeth Kohler von Büren — ins Pfarrhaus von Utzenstorf im untern Emmental. Der junge Gotthelf empfing den ersten Unterricht im Vaterhaus und wurde 1812 nach Bern geschickt, wo er, bei seinem Onkel, dem Theologieprofessor Samuel Studer, wohnend, zuerst die Literarschule besuchte, nach vier Semestern an die Akademie übertrat und dort drei Jahre Philosophie und drei Jahre Theologie studierte. Am 19. Juni 1820 wurde er zum Kandidaten des Predigtamtes promoviert. Einer seiner Lehrer an der Akademie, Joh. Rudolf Wyß, sagte einmal zu seiner Mutter: «Sagt doch Eurem Sohn, er solle schöner schreiben lernen, er schreibt wie eine Sau. Läßt er was drucken, besonders in Deutschland, so hat er des Schinders Verdruß!» — «Ja wolles», antwortete die Mutter, «das wird er wohl la blybe!» — «Mi cha nit wüsse», sagte Wyß. Ab 1846 erschienen alle Bücher Gotthelfs in Berlin, und der Verleger Springer gab 1856 des Dichters gesammelte Werke in 23 Bänden heraus!

Gotthelfs Leben verläuft in einfachstem Rahmen. Zuerst amtiert er als Vikar des Vaters in Utzenstorf. Vom Frühling 1821-1822 verbringt er ein Jahr an der Universität Göttingen, ohne aber ein sonderlich begeisterter Student zu sein. Es drängt ihn nach dem Amt und der Praxis. Nach der Heimkehr ist er wieder Vikar seines Vaters, und seine Tätigkeit, neben dem Pfarramt, in Schule und Armenpflege, geht bereits in den Bahnen, in denen er dann in Lützelflüh Bedeutendes leistete. Nach dem Tod des Vaters am 9. Februar 1824 zieht die Pfarrfamilie nach Bern, Albert Bitzcius aber kommt als Vikar nach Herzogenbuchsee, wo er bis 1829 bleibt, aber dann wegen eines Schulkonfliktes mit dem Oberamtmann von Effinger nach Amsoldingen bei Thun versetzt wird. Schon eine Woche später beruft man ihn aber als Vikar von Pfr. Samuel Wittenbach an die Heiliggeistkirche in Bern. Hier bleibt er eineinhalb Jahre, weiß aber genau, daß er nicht der berufene Kanzelredner in der Stadt ist. Er ist mit dem Arbeitsfeld auf dem Land verwurzelt. So freut er sich über die Entsendung als Vikar nach Lützelflüh im Herzen des Emmentales am Neujahr 1831, wo er, nach dem Tod seines greisen Vorgesetzten, am 9. März 1832 als Seelsorger gewählt wird. Das Pfarrhaus von Lützelflüh ist nun sein Heim bis zu seinem zu frühen Tod am 22. Oktober 1854. Bemerkenswert ist, daß er nach verhältnismäßig langer Vikariatstätigkeit erst mit fast 35 Jahren eine eigene Pfarrei antritt. Seine Reife als Pfarrer und seine Reife als Dichter, die sich beim ersten veröffentlichten Werk, dem «Bauernspiegel», erweist, liegen nur vier Jahre auseinander.

Im Jahre 1833 verheiratet er sich mit der Professorentochter Henriette Zehnder, die ihm zur verständnisvollen Gefährtin wird. Zuerst wird ihnen eine Tochter, Henriette, geschenkt, dann folgt Albert, der spätere bernische Erziehungsdirektor, von dem der Vater stolz sagt: «Der Bube wird, wenn er so fortfährt, ein ganzer Kerli», und die Jüngste ist Cécile, «ein wildes Ding».

Gotthelf verspürte nie Lust nach einem andern Wirkungsfeld, obschon er auch Enttäuschungen erfuhr. In Bern entbot man den Schulkommissar Bitzcius nach zehnjähriger Tätigkeit dieses Amtes, weil seine offene, unerschrockene Art unbequem war. Es ging sogar die Rede um, man erwäge auch, den freimütigen Mann des Pfarramtes zu entheben.

Im Gegensatz zu Utzenstorf, das mit kompakten Weilern das Dorfsystem verkörperte, bestand in Lützelflüh das Einzelhofsystem mit dem Eigenleben jedes Hofes. Im Gegensatz zu den hablichen Höfen wucherten in den Schachen Armut und Not der kleinen Leute. In dieser Welt von 3600 Seelen amtierte Gotthelf mit Fleiß und Hingabe. Hier fand der Dichter seine Stoffe.

Es bleibt einmalig, wie ein Jeremias Gotthelf nebenamtlich in 18 Jahren ein so gewaltiges Werk schaffen konnte. Hatte er doch auch Zeit für seine Familie und Zeit für Freunde, und wer in Not zu ihm kam, mußte nicht das Gefühl haben, er komme unerwünscht. Weil er zuzuhören verstand, vermochte er auch soviel zu geben.

Zu unserem Titelbild: Obleich der streitbare Emmentaler Epiker kaum Zeit findet, Uli und Vreneli im «Bernerrwägeli» ausfahren zu lassen, so sehr sind diese mit dem täglichen Kampf gegen die täglichen Sorgen und Nöte beschäftigt, so erinnert uns unser Titelbild der jungen Eheleute, die den herrschaftlichen Bauernhof dicht neben dem Pfarrhaus von Lützelflüh bewirtschaften, doch auf den ersten Blick an das prachtvolle Paar, dessen bewegte Lebensgeschichte in «Uli der Knecht» und «Uli der Pächter» beschrieben wird. So könnte man

«Wie zu Gotthelfs Zeiten»

Der Versuchung, dem Gedenken an Jeremias Gotthelf zuliebe, seinen engeren Wirkungskreis so darzustellen, als wäre ihm zu Ehren alles, was er rühmte, so geblieben, wie es war, und alles, was er tadelte, so geworden, wie er es sich wünschte, widerstehen wir ohne Mühe, zumal Schönfärberei nie seine Sache war. Das Emmental hat sich im Laufe der letzten hundert Jahre gewandelt. Das bezeugen alle alten Talbewohner, und die jungen bestreiten es nicht. Die Emmentaler sind ein zielstrebiges, dem Alten zwar respektvoll zugeneigtes, dem Neuen aber nicht minder aufgeschlossenes Völklein. Auf vielen Höfen sind Traktor, Seilwinde und Güllenpumpe längst selbstverständliche Helfer geworden. Wackere Bäuerinnen kochen auf elektrischen Kochherden, nähen mit der Maschine. Und manche Stube ist mit Telephon und Radio mit der weiten Welt verbunden. Die Handwerker bedienen sich moderner Apparate und in die Mehrzahl der Dörfer ist Industrie eingezogen. Dennoch mußten talauf und -ab Menschen, die durch Aussehen, Denkart oder Beschäftigung an die Zeiten Gotthelfs erinnern, aber auch Wohn- und Werkstätten, Geräte und Gegenstände zu finden sein, die heute noch so, wie sie zu Gotthelfs Zeiten aussahen, im Gebrauch stehen. Ihnen nachzuspüren, machten wir uns zur Aufgabe, die zu lösen ein erhebendes Unterfangen war. Denn es ist ein herrliches, lebendiges Bilderbuch, das Emmental, zu dem sein größter Sohn einen unsterblichen Text schrieb.

dw.



Im Pfarrhaus von Lützelflüh, in welchem der Dichter-Pfarrer seine Werke schrieb, besammeln sich nach altem Brauch heute noch die 'Gotte' mit dem Kind, der 'Götti', Vater und Mutter, ehe sie vom Pfarrer zur feierlichen Taufe zur Kirche geleitet werden. «Die Patenwahl ist immer noch gut zu überlegen», sagte der Vater, der nicht so viel Mühe gehabt hatte wie Uli, als er den 'Hagelhans' fragen ging.



So wie das Kirchlein von Schangnau mit dem einfachen Dachreiter fast zuhinterst im Tal der Emme, nur etwas größer und reicher, sah die Kirche von Lützelflüh zur Zeit Gotthelfs aus, ehe der neugotische Turm an der Frontseite gebaut wurde. Lützelflüh zählte damals zu den mühevollsten Kirchgemeinden des Kantons, zu welchen sich heute noch Schangnau rechnen darf, dessen Kirchgänger in manchen Fällen stundenweite Wege zurückzulegen haben.



Schon zu Gotthelfs Zeiten waren nicht alle «Apothekerseelen dürr und trocken wie Kamillenstengel nach Michelstag». — «Vielleicht würde er sie heute eher eine Seite lang über die Preise, die sie verlangen als über die Preise, die sie zahlen, abputzen», meinte ein Kräutersammler, dem es an Sachkenntnis nicht gebrach. Man sah es ihm an, daß er sich schon viele tausend Mal in seinem Leben nach würzigen Kräutlein gebückt hatte wie Käthli, die Großmutter.

es sich glückstrahlend auf einer Ausfahrt denken, nachdem der 'Hagelhans' zum guten Ende der unsterblichen Romanfolge das drohende Unheil abgewendet hat. — Das Bild, das Johann Friedrich Dietler, der zur Zeit des Dichters als geschätzter Portraitist an der Berner Kunstschule wirkte, von Albert Bitzias malte, hängt gegenwärtig als Leihgabe in der Gotthelf-Stube, die im kleinen Speicher hinter dem Pfarrhaus von Lützelflüh eingerichtet und mit einer sehenswerten Sammlung von Gegenständen und Schriften aus Zeit und Umgebung des Dichters ausgestattet wurde. Es ist das einzige Bild Gotthelfs, das sich im Bewußtsein der Nachwelt einzuprägen vermochte.

(Farbaufnahme Ringler & Co. AG., Zofingen)



Ein ‚Räf‘, verriet uns ein junger Bauer, sei auch heute noch da und dort anzutreffen, gleichwohl ob man darunter ein Traggestell oder ein böses Weib verstehe. Da habe sich wohl nicht viel geändert. Er trage sein ‚Räf‘ mit Stolz, da es aus Holz bestehe und zum Eintragen von Heu recht nützliche Dienste erweise, wo die Matten an steilen Hängen lägen, was im Emmental mit seinen vielen ‚stotzigen‘ Gräben nicht selten vorkomme. «Wenn aber die eine oder andere Art ‚Räf‘ einmal aussterben sollte, so glaube ich, wird es schon eher die hölzerne sein», sagte er und schritt mit seiner Last sicheren Schrittes dem Tenntor zu.



Es regne in den Tälern der Emme und des Ilfis zwar bestimmt nicht weniger oft und weniger stark als früher, und die Gewitter seien so heftig wie zu Zeiten von Käthi, der Großmutter, meinte eine rüstige Schirmmacherin, und doch kämen die großen Schirme, die einem so prächtig schützten, völlig aus der Mode. «Jetzt gerade habe ich einen einzigen Schirm in Arbeit», erzählte sie. «Und der wird nur noch dazu dienen, junge Gartensetzlinge vor starkem Sonnenbrand zu schützen.» Von ihrer Mutter, die noch fleißig ‚schirmelte‘, erbte sie den Amboß (im Vordergrund) und das Werkzeug, letzte Zeugen eines aussterbenden Handwerks.



Feuer, Lärm und Ruß ließen sich bis zum heutigen Tage nicht aus der Werkstatt des Schmieds verdrängen. Und doch ist vieles anders geworden. Die Handwerker wollen nicht zurückbleiben. Es sei ein Merkmal der Emmentaler, bezeugte ein Schulmeister, daß sie dem Neuen zwar skeptisch gegenüberstünden, indessen das, was sie nach sorgfältiger Prüfung für gut befänden, unbefangen anschaffen würden. «Nein, die Hufeisen schmieden wir nicht mehr selber», gestand ein Schmied. «Wir hängen aber doch am alten. Unsere Ururgroßmutter ging zu Jeremias Gotthelf in die Kinderlehre und so fühlen wir uns eben fast etwas verwandt mit ihm.»



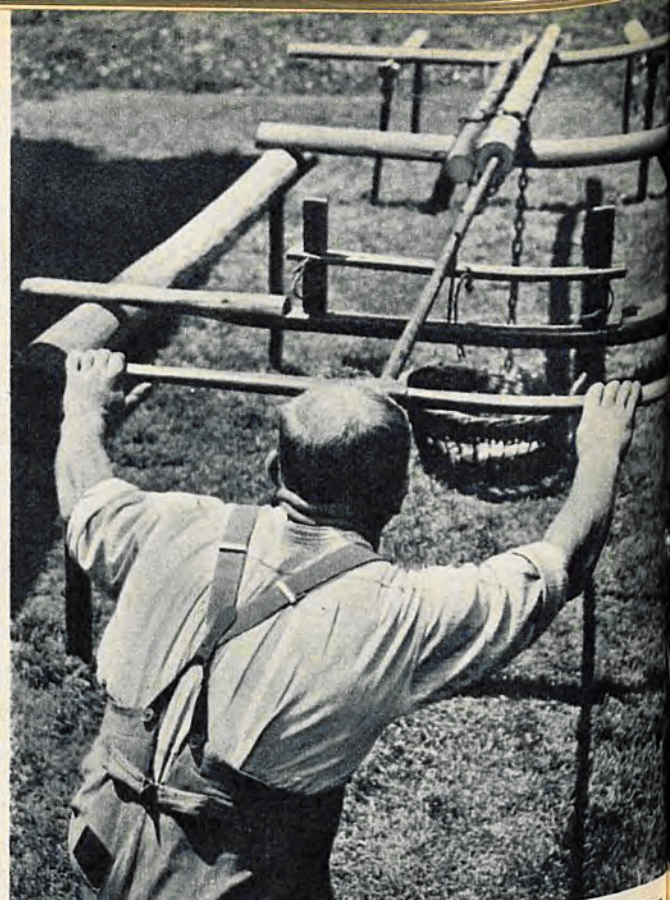
Die stattlichen Gasthöfe scheinen mit den wuchtigen Bauernhöfen zu wetteifern, welcher unter ihnen das breiteste und ‚behäbigste‘ Dach besitze. «Die schweren Entschlüsse werden auch heute noch wie damals, als die Vohfreudiger beschlossen, der Regierung zum Trotz, kein Schulhaus zu bauen, gelegentlich im Wirtshaus gefaßt oder mindestens vorbereitet», versicherte ein würdiger Pfarrherr. «Und da bietet sich, vorab am Sonntag, Gelegenheit zu einem gemütlichen Spielchen. Das hat sich ja seit Gotthelfs Zeiten erhalten, daß dem Bauer das Jassen leichter von der Hand geht als das Bibellesen. Hier wie anderswo im Land auch.»



Die Klage über «die heutige Jugend» dürfte schon lange vor Gotthelf landauf und -ab erhoben worden sein, wahrscheinlich ist sie so alt wie die Menschheit überhaupt. Der Dichter, dem das Jammern nicht lag, stellte ihr beispielhafte jugendliche Gestalten entgegen, den kraftvollen Uli, des Schulmeisters Mädeli, viele andere, und vor allem das ‚Erdbeerimareili‘. Mit ihm schuf er eines der zauberhaftesten Wesen, die berufen waren, Gutes zu tun, Frieden zu stiften und Glück zu spenden und dafür vom Schicksal belohnt wurden. Diese braven Mädchen und tapfern jungen Frauen entsprangen so wenig der reinen Phantasie wie die Bösewichte in all seinen Erzählungen. Sie sind auch nicht an eine ‚gute alte Zeit‘ gebunden. Wer offenen Auges durch das weite grüne Land wandert, trifft sie heute noch an, wie sie still und unauffällig Hand anlegen, bescheiden und freundlich ihrer Wege gehen und Lauterkeit und Liebenswürdigkeit ausstrahlen vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Daß dem heute noch so ist, dazu hat der Dichter mit seinen leuchtenden Vorbildern das Seine beigetragen. — Wir jedenfalls sind der Meinung, auf unserem Bild ein solches ‚Erdbeerimareili‘, das nicht weit vom einstigen Wirkungsbereich Jeremias Gotthelfs entfernt lebt, festgehalten zu haben.

(Farbaufnahmen Ringier & Co. AG., Zofingen)

«Wie zu
Gothelfs Zeiten»
(Fortsetzung)



Ob der berühmte Pfarrherr von Lützelflüh dem Alphorn gewogen war, läßt sich heute kaum mehr feststellen. Jedenfalls war zu seiner Zeit die Kunst des Alphornschnitzens im Emmental bekannt. «Es hat nie viele gegeben, die sich damit beschäftigten», sagte der Schnitzer, dessen Bauernhof hoch über Eggwil thront. «Aber ich hoffe doch, daß unser Handwerk in unserer Gegend auf keinen Fall aussterben wird.»

Als wäre er der kleine, scheue Jeremias, versteckte sich das arme Büblein, als wir es photographieren wollten, kam dann aber doch wieder hervor und meinte, er ließe schon ein Bild von sich machen, wenn sein 'Chüngel', der sein bester Freund sei, mit darauf sein dürfe. Dann nahm er das Tierlein liebevoll in den Arm, und beide warteten still, bis die Prozedur vorüber war. «Ohne Kinder wäre die Welt eine Wüste», sagte der Dichter.

Der «Düchel», wie Gotthelf schreibt, oder der «Düchel» oder «Deuchel», wie im Emmental und anderwärts gesagt wird, war einstmals das gebräuchlichste Rohr, das vor allem als Wasserleitung Verwendung fand. Noch heute werden vom fachkundigen «Düchelbohrer» aus gerade gewachsenen Tannen «Düchel» gebohrt. Es ist eine mühselige Arbeit, und es hält schwer, gegen die Konkurrenz der handlicheren Eisenrohre aufzukommen.



Es ist, als säße 'Peter Käser', der Schulmeister, dessen Leiden und Freuden uns der Dichter erzählt, in der hintersten Bank dieser Schulstube. Von dieser alten Art hat es noch manche im Emmental, aber sie liegen zumeist weitab der großen Straße. In den reichen Talgemeinden dagegen wurden neue Schulhäuser gebaut, so schöne und große, daß den Gytwilern, wenn sie sie hätten sehen können, Hören und Sehen vergangen wäre. Bild rechts: Eine Bäuerin auf einem abgelegenen Hof sehe jahraus, jahrein nicht viel mehr als die Eierfrau, den Hühnerträger und etwa noch einen Hausierer, läßt Gotthelf den Uli seinem armen Vreneli vorhalten. «Ich habe meine treue Kundschaft», versicherte uns ein rüstiger Hausierer. «Wenn sie etwas braucht, wartet sie auf mich.» Eine Gestalt aus der alten Zeit, auch wenn die 'Hütte' von einst in der jüngsten Zeit gegen zwei moderne Köfferchen vertauscht worden ist.

Radio und Film bewirken eine Gotthelf-Renaissance

«Es gibt in unserem Lande noch weite Gegenden, wo man 'das Buch' sagt, und 'Die Heilige Schrift' meint, wie soll da ein anderes Buch Boden fassen können?» schreibt Spitteler in einem Aufsatz. Auch heute trifft diese Feststellung vielerorts noch zu und läßt die Schwierigkeiten ahnen, die der Ausbreitung des Buches in unseren Landen entgegenstehen. Den Schriften Jeremias Gotthelfs erging es nicht besser. Er, der für die Nähe schrieb, erfreute sich eines beträchtlichen Erfolges in der Ferne, jene Menschen aber, an die seine geschriebenen Predigten gerichtet waren, nahmen davon kaum oder meist ablehnend Notiz. Im Pfarrer von Lützelflüh, der alles hörte und alles sah, der zwar nicht eben großartig predigte, dafür aber um so lebendiger, packender schrieb und sich nicht scheute, seine Landsleute so lebensnah zu schildern, daß sich die im Guten und Bösen Betroffene-

nen wiedererkannten, erblickten die Emmentaler bis weit in unsere Zeit hinein einen, der aus der Schule schwatzte, der Probleme in aller Öffentlichkeit aufwarf, die man sonst im stillen «verwerchte». So schob sich eine Wand zwischen den Dichter und seine engere Heimat, die nur ganz langsam verwitterte. Nun endlich, fast hundert Jahre nach des Meisters Tod, wurde sie niedergerissen. Wir können nur ahnen, wie sich Gotthelf dem Radio gegenüber verhalten hätte, wenn es sich bereits zu seiner Zeit zu einem brauchbaren Instrument entwickelt haben würde. Vielleicht wäre er gegen es zu Felde gezogen, vielleicht hätte er sich seiner bedient. Jedenfalls darf das Radio das Verdienst in Anspruch nehmen, dem Dichter in seinem eigenen Wirkungskreis endlich umfassend Gehör verschafft zu haben. Aber nicht nur ins Emmental, auch in hundert andere Täler der Schweiz, in die entlegensten Stuben drang das in stillen Wintern gern gehörte Wort. Das Gotthelf-Hörspiel hat die Landschaft erobert. Und nun steht der Film vor den Toren der Städte, um auch diese im Sturmangriff für Gotthelf zu gewinnen. Der hundertste Todestag des doch eher konservativen Dichters hat einen wahren Feldzug mit modernsten Mitteln ausgelöst. Noch selten ist indessen ein Krieg für eine bessere Sache geführt worden. *pw.*



Aus der Sendung: «Die Käserei in der Vehfreude»

Das erfreuliche Paar: Felix (Theo Melliger) und Aennell (Eva Wilker).

Gotthelf im Radio



Der Schriftsteller Ernst Balzli, der die sorgfältige werkgetreue Uebertragung der epischen Werke in dramatische Hörfolgen mit großem Geschick besorgt, ist bereits wieder mit neuen Arbeiten beschäftigt. Die Gotthelf-Hörfolgen werden fortgesetzt. Bild rechts: Robert Egger, Maler und Regisseur, führt Regie und stellt mit großem Feingefühl und außerordentlicher Sachkenntnis die wechselnden Spielergruppen für die erfolgreichen Sendefolgen zusammen.

Die erfolgreichsten Sendungen, die der Schweizerische Landessender Beromünster je ausgestrahlt hat. Diese bündige Feststellung, für welche die Berner Radioteute zeichnen, gilt für alle bisher ausgestrahlten Gotthelf-Hörspielfolgen. Mit «Ull der Knecht» und «Ull der Pächter» wurde ein guter Grund gelegt. Darauf folgten «Anne Bäbli Jowäger», «Die Käserei in der Vehfreude» und endlich «Leiden und Freuden eines Schulmeisters». Die Wirkung war überwältigend. Unzählige Zuschriften zeugen von einhelliger Zustimmung. Vereine mußten ihre Sitzungen und Proben verlegen, damit sie nicht mit den Sendeabenden kollidierten. Es bildeten sich Gruppen, um die Hörspiele gemeinsam anzuhören. Und es hat sich zwischen dem großen Schweizer Dichter und dem Schweizer Hörer endlich das vertraute Verhältnis eingestellt, das auch dem Buch, «dem mühsameren Vergnügen», wie vertraute Verhältnis eingestell, das auch dem Buch, «dem mühsameren Vergnügen», wie sich ein Schangnauer Bauer ausdrückte, den Weg zum Leser, den es ja angeht, freilegt.



Die garstigen Gegenspieler: Der Eglhannes (Paul Hofmann) und das Elsi im Dürlluft (Maria Riffel).

Gotthelf im Film

«Wir haben noch nie eine so freudige Mitarbeit der Bevölkerung erlebt wie bei unseren Aufnahmen im Emmental», bestätigte Produktionsleiter Oscar Düby, der das große Ensemble zusammenrief, das den Film «Ull der Knecht» diesen Sommer zum überwiegenden Teil in Außenaufnahmen und in wirklichen Emmentaler Stuben und Ställen drehte. Das Drehbuch verfaßte Richard Schweizer in enger Fühlungnahme mit dem Regisseur Frz. Schnyder. Die Kamera führte E. Berna. «Im Film wird, wie im Hörspiel, Berndeutsch gesprochen», erklärte Franz Schnyder, der Regisseur, der wie der Produktionsleiter geläufig Berndeutsch spricht. «Das wird uns vielleicht einige Kritiken eintragen, da Gotthelf ja deutsch schrieb. Immerhin, wenn er auch deutsch schrieb, so dachte er jedenfalls Berndeutsch, was aus den vielen Seitensprüngen in den Dialekt ja deutlich hervorgeht.»



Ull, der Knecht, hat sich endlich für Vrenell entschlossen, was ihm der Bodenbauer anmerkt. Links: Hannes Schmidhauser als Ull, rechts: Heinrich Gretler, der den Bodenbauer spielt.

Die Folge des Entschlusses: Der Hochzeitszug. Im Vordergrund der unglückliche Joggeli (Emil Hegetschweller) und seine Frau, die Glunggenbäuerin (Hedda Koppé) im oberen Emmental.

Gotthelfs Blut fließt in ihren Adern

Aus der Ehe, die der 36jährige Albert Bitzcius 1833 mit der 28jährigen Henriette Elisabeth Zeender schloß, sind drei Kinder hervorgegangen, an denen der Vater mit Stolz und zärtlicher Liebe hing. Die noch erhaltenen, von den Urenkeln sorgsam gehüteten Briefe legen davon beredtes Zeugnis ab. Als er am 22. Oktober 1854 unerwartet starb, bewahrheitete sich sein Ausspruch, «daß die Bitzi nicht alt werden». Die Witwe zog mit den Kindern nach Bern.



Albert Bitzcius
Um 1848 gezeichnet von J. Barth.



Henriette Elisabeth Bitzcius-Zeender
Nach dem Gemälde von Friedr. Dietler.



**Constantia Sophie
Caecilie Bitzcius**

(geb. 16. V. 1837) verheiratete sich 1855 mit Albert Rudolf von Rütte, Pfarrer in Radelfingen, der sich auch als Botaniker einen Namen machte. Aus ihrer Ehe gingen 6 Kinder (heute alle gestorben), 9 Enkel, 14 Urenkel und 8 Ururenkel hervor. Den Beruf des Pfarrers, den Bitzcius über alle Maßen liebte, ergriffen 5 ihrer Nachkommen. Marie Henriette zählt einen Geistlichen als Deszendenten.

Bernhard Albert Bitzcius

(geb. 6. X. 1835), Pfarrer in Twann und Feldprediger, 1887 bernischer Regierungsrat und Ständerat, wird mit Recht als einer der größten Eidgenossen seiner Zeit bezeichnet. Unermüdlicher Kämpfer für Wahrheit und Freiheit, erbte er von seinem Vater den Bilderreichtum der Sprache und das Temperament. Der am 22. September 1882 erst 47jährig Verstorbene hinterließ seiner Witwe, Ida Urania geb. Ammann, 6 unmündige Kinder. Eine Tochter des großen Politikers und alle seine 9 Enkel und 10 Urenkel leben noch. 4 Nachfahren tragen den Namen Bitzcius.

Marie Henriette Bitzcius

(geb. 10. X. 1834) verheiratete sich 1855 mit Karl Ludwig Rüetschi, Pfarrer in Sumiswald. Als ihr Gatte 1867 erst 45jährig verstarb, stand sie vor der schweren Aufgabe, ihre fünf Kinder durchzubringen, von denen das jüngste, Anna Rosa, noch nicht ein Jahr alt war. Unter dem Pseudonym Marie Walden veröffentlichte sie — das poetische Erbe ihres Vaters brach sich Bahn — zahlreiche Novellen und Gedichte. Sie hatte 9 Enkel, von denen 6 noch leben, 4 Urenkel und eine Ururenkelin.

Unsere Reportage bringt die Bilder von 22 unter den 84 Nachkommen (33 männliche, 51 weibliche, 65 leben noch) des großen Lützelflüher Pfarrers. Wenn man nach einem gemeinsamen Merkmal fragen möchte, soweit das überhaupt möglich ist, das auf ihren, vor 100 Jahren verstorbenen Ahnen hinweist, ist das der Sinn für Humor, die praktische Einstellung zu den Gegebenheiten des Lebens und ein festes Gottvertrauen. Hören wir jedoch selber, was sie über Gotthelf und seine Werke berichten. F. V.

(C) Nachkommen der Marie Rüetschi-Bitzcius



«Immer, wenn ich nicht mehr mag, lese ich Gotthelf!»

An der Halde bei Sumiswald lebt Fräulein Martha Rüetschi — im Dorf immer noch kurzerhand «Pfarrers Marteli» genannt — zusammen mit ihrer hochbetagten Mutter, Frau Pfarrer Berta Rüetschi-Wäber. Auf der Photo dürfen die «Lismet» und das «Büssi» nicht fehlen, obwohl Joggeli der Sache nicht ganz traut. Bis vor kurzem las Fräulein Rüetschi ihrer 93jährigen Mutter Gotthelf in den Originalausgaben vor. Beide haben daraus viel Kraft und Mut geschöpft. Etwas von dem Frieden, der über ihrer Lieblingserzählung «Käthi, die Großmutter» schwebt, erfüllt das stille Heim.



«Schon von klein auf ist mir Gotthelf vertraut»

Karl Ludwig Heß, der Enkel der Marie Walden, hütet kostbare Gotthelf-Erinnerungen. Wie anschaulich er vom alten Lützelflüher Pfarrhaus zu berichten weiß. Lebendige Tradition im besten Sinne! Der langjährige Organist an der Berner Heiliggeistkirche und immer noch tätige Notar unterstreicht besonders das Künstlerische des Dichters und nennt als seine liebsten Werke die «Schwarze Spinne» um ihrer hinreißenden Dramatik willen, und das «Erdbeer-mareili» des idyllischen Gehaltes wegen.



«I ha se sträng gha, aber albe'n eis han ig mit ne glachet!»

so berichtet Frau Elsa Kohler-Rüetschi über die Zeit, als sie mit ihrem nun verstorbenen Gatten die Langnauer Ferienkolonien leitete. Läßt sich in ihrem Ausspruch nicht auch Gotthelfs ganze erzieherische Arbeit zusammenfassen? Weil seine Werke Forderung und Humor enthalten, darum sind sie so ansprechend zu lesen. Heute wohnt Frau Kohler hoch über dem blauen Thunersee in Sigriswil und verdient sich ihr Leben mit der Herstellung von Puzzles. Von Herzen freut sie sich, daß sie damit andern Freude macht.

B Nachkommen des Albert Bitzjus-Ammann



«Sie finde dr Rank»

Gotthelfs Bücher sind darum so hilfreich, weil seine «Helden» immer wieder «den Rank finden». Aus diesem Grunde schätzt Frau Dr. Ida Hegg-Bitzjus, die letzte Großtochter des Dichters, neben «Geld und Geist» die beiden Uli-Bände ganz besonders. Treu umorgt von ihrer Tochter lebt die 83jährige in der geistigen Welt Gotthelfs, für den sie schon als Kind eine große Verehrung empfand, ohne daß sie ihn gekannt hätte. Ihr kürzlich verstorbener Gatte, der bekannte Berner Augenarzt Dr. Emil Hegg, hat sich um die Herausgabe der Werke Gotthelfs große Verdienste erworben. (Aufn.: W. Studer, Bern und Comet, Zürich)



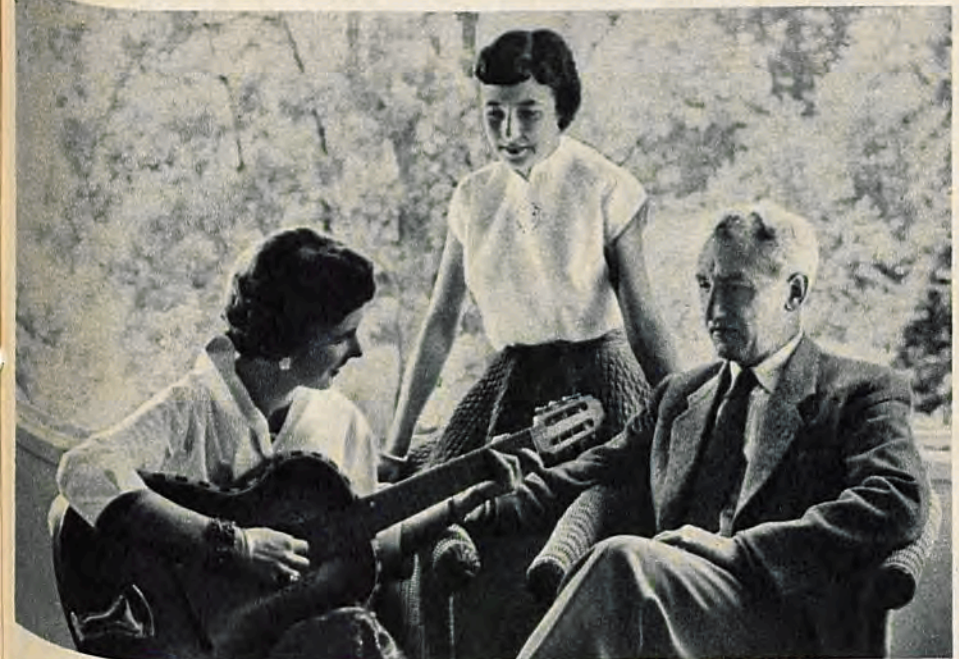
«So schön stellte ich es mir nicht vor»

äußert sich Fräulein Mimi Bitzjus, Beamtin des Eidg. Volkswirtschaftsdepartements, als sie bei einem Besuch an ihrer Arbeitsstätte über die Gotthelf-Feier in Lützelflüh sprach. Auch sie nennt als Lieblingswerk «Geld und Geist». Persönliche Erlebnisse bestimmen sie in ihrer Wahl. An der Hochzeit ihres Bruders Albert hatte der Pfarrer seine Traureden darauf aufgebaut und auch verschiedene Hochzeitsgäste spielten in sinnigen Darbietungen auf die Novelle an. In der Schilderung der Charaktere findet sie das Werk ihres Urgroßvaters auch heute unübertroffen.



«Sein Kampf galt den Menschen an der Schattenseite des Lebens»

Für die Entrechteten, die Armen und Schwachen, für die Kinder, ihre Erziehung und Bildung hat sich Gotthelf zeit seines Lebens mit seiner ganzen Kraft eingesetzt. Diese Seite im Werke ihres Ahnen unterstreicht Frau Dr. Marie Küenzi-Hegg besonders und klassiert deshalb «Leiden und Freuden eines Schulmeisters» in den ersten Rang. Eben ist sie in ihrem schönen Garten mit der Pflege der Rosen beschäftigt, wobei ihre Tochter hilft. «Ich habe 'Käthi, die Großmutter' am liebsten», meint Fräulein Gertrud Küenzi.



«Toujours y penser, jamais y parler»

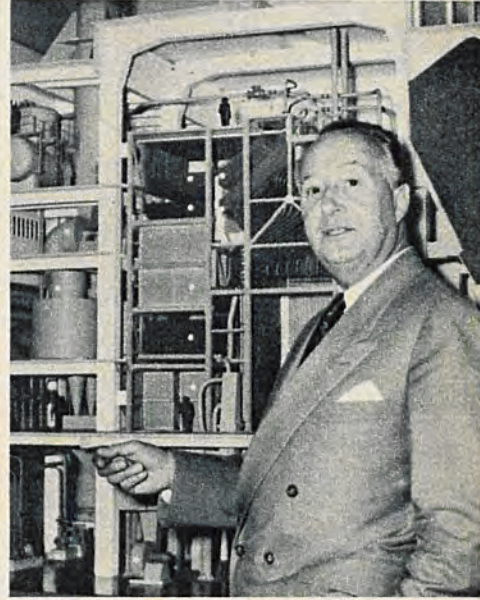
Diese Devise hält Albert Bitzjus, Bankbeamter in Bern, heute für besonders wichtig, wenn die Wogen der Gotthelfbegeisterung manchmal etwas zu hoch gehen. In seinem Besitz befindet sich das prachtvolle, auf der Titelseite wiedergegebene Porträt Gotthelfs. Wie sein Urgroßvater schätzt er ein gemütliches Heim, das seine Töchter mit Musik und Humor erfüllen. Um seiner Tiefe willen steht für ihn, wie für die Mehrzahl der Gotthelf-Nachkommen, «Geld und Geist» an erster Stelle, während Hildi — sie spielt eben auf der aus Italien heimgebrachten Gitarre — das zartempfundene 'Erdbeermarelli' am meisten liebt, Elsi, Schülerin des Berner Gymnasiums, jedoch dem «urchigen Annebäbi» den Lorbeer reicht.

A Nachkommen der Caecilie von Rütte-Bitzjus



«Gotthelf ist der Rufer in der Wüste»

Mit Recht weist Pfarrer Hans von Rütte, Frutigen, darauf hin, daß Gotthelf nicht als Dichter zur Feder griff, sondern im Sinn der Propheten, im Geist des Täufers Johannes die Schäden des Volkes und seiner Zeit sah. Bitzjus durchschaute die Probleme mit einmaliger Klarheit, doch wußte er auch, woher die Hilfe kam, wenn er sich Gotthelf nannte. «Geld und Geist» ist ihm besonders wertvoll, weil darin die für jeden Menschen aktuelle Frage seiner Einstellung zum Geld aufgegriffen wird. «Aber macht nur keinen Gotthelf-Kult. Das wäre nicht in seinem Sinn!» wendet der Pfarrer am Schluß noch ein, den unsere Aufnahme vor der Dorfkirche zeigt.



«Gotthelf überrascht durch seine Vielfalt»

und durch die Aktualität der von ihm aufgeworfenen Fragen», betont Eduard von Rütte, Ingenieur in Winterthur. 22 Jahre vertrat er eine Schweizer Firma in Südamerika und spricht noch heute im Kreise seiner Familie portugiesisch. Eben erklärt Ingenieur von Rütte das Modell einer Anlage, in der aus Kohlenstaub Elektrizität gewonnen wird. Unter den Nachkommen Gotthelfs erinnert er in seiner äußeren Erscheinung am meisten an den Dichter, von dessen Werken er den «Bauernspiegel» sowie «Geld und Geist» bevorzugt. Die Lektüre dieser Bücher bedeutet ihm bei seiner rastlosen Tätigkeit eine wohlthuende Ablenkung und wahre Erholung.



«Jedes Brautpaar sollte 'Geld und Geist' lesen!»

sagt Pfarrer Andreas von Rütte in Grindelwald. Er schätzt in Gotthelfs Werk die gemeinschaftsbildende Kraft, die in der Ehe ihren Anfang hat und die Stätte der Bewährung findet. — Neben seiner großen Arbeit im vielbesungenen Gletschertal nimmt er sich immer wieder Zeit, sich seinen drei herzigen Kindern zu widmen, für die der große Pfarrgarten ein wahres Paradies bedeutet. Wenn beim Spielen die kleinen Hände allzu schmutzig werden, ist der alte Brunnen nicht fern, an dem sie rasch wieder gewaschen werden können.



«In der Erkenntnis der Schuld liegt die Lösung»

Auch Dr. Ulrich von Rütte, der als geschätzter Frauenarzt in Bern tätig ist, weist auf den Gehalt von «Geld und Geist» hin. Mit feiner Psychologie hat Gotthelf das Zusammenleben in der Ehe geschildert. Nur da, wo die eigenen Fehler erkannt und eingestanden werden, lösen sich die Spannungen und freut sich Dr. von Rütte immer wieder über die Gotthelf als wahrhaften Künstler, als Maler zeigen.



Stephanie Patrizia, die jüngste Nachkommnin Gotthelfs

ist die am 21. Juni 1954 im Salemspital in Bern als Tochter des Dr. Ulrich von Rütte geborene Stephanie Patrizia. Das hohe Köpfchen läßt an ihren Urgroßvater erinnern, dem die markante Stirne das Gepräge gab. und wahre Gemeinschaft entsteht. Daneben die prachtvollen Naturschilderungen — man denke nur an das Gewitter im Uli — die Gotthelf als wahrhaften Künstler, als Maler zeigen.



«Schattenjugend»

Die «Verdingkinder» unserer Tage haben es besser

«Kein Kind, und besonders kein roh erzogenes Kind, wird aus purer, lauterer Liebe gehorchen, wird nicht auf einmal seinen Willen unterordnen, den es sonst frei walten läßt.»
(Jeremias Gotthelf)

Es ist wohl kein Zufall, daß das Schicksal der Minderjährigen den streitbaren Pfarrer und Schriftsteller von Lützelflüh immer wieder beschäftigte. Wenn er dabei vor allem der «Schattenjugend», der verwaisten, verschupften und bitterarmen Nachkommen einer bösen Zeit gedachte und das Elend des Schicksals der Verdingkinder mit gewaltiger, epischer Kraft der ganzen Welt vor Augen führte, so ging es ihm nicht nur darum, aufzudecken, anzuklagen und zu geißeln, sondern wohl in allererster Linie darum, Hilfe zu bringen und Mißstände zu beseitigen. Hundert Jahre nach seinem Tode erscheinen «Miaßlis» trostlose Jugendjahre weitgehend als Symbol überwundener Zeitverhältnisse — und dafür danken heute Gotthelf 6400 Pflegekinder und vielleicht 1400 jugendliche Anstaltsinsassen der engeren Heimat. Ihnen und allen guten, einsichtigen und opferwilligen Pflegeeltern, die Gotthelfs Worten und Gotthelfs Mahnruf in unseren Tagen durch die helfende Tat entsprechen, sei unser Beitrag gewidmet.
P. W. B.

Gotthelfs «Schuldenbäuerlein» hat das Herz immer noch auf dem rechten Fleck!

Als der Pfarrer von Lützelflüh sein Werk «Der Schuldenbauer» in Angriff nahm, schwebte ihm ein Tagelöhnerheimetli in unmittelbarer Nähe seines engsten Wirkungskreises vor. Das Höflein mit seinen 3¼ Jucharten steht heute noch, nennt sich «Bodenmatt», und unter den altersgrauen Balken des über zweihundertjährigen Daches wohnt nach wie vor echter Gotthelfgeist. Wäre es sonst möglich gewesen, auf diesem dürftigen Grund neben sechs eigenen Kindern fünf Pflegekinder großzuziehen, von denen zwei, der vierzehnjährige Vollwaise Dieter und der zwölfjährige Walter, noch heute bei den Pflegeeltern leben. Worte können die Erziehungsleistungen dieses Ehepaares und die Selbstlosigkeit des einfachen Hausvaters nicht schildern, dem «Walti» im Alter von sechs Wochen, mitten im Januar, bei bissiger Bise und nur ganz leicht bekleidet, todkrank ins Haus gebracht wurde! Der herbeigerufene Arzt gab das Kind, das an Lungenentzündung litt, auf, nicht so der Nachkomme des Gotthelfschen Schuldenbauern, Nächtelang stand er an seinem Bettchen, hielt das Kind unter den Inhalationsapparat und erlebte die Genugtuung, ein «Verdingkind» gerettet zu haben.

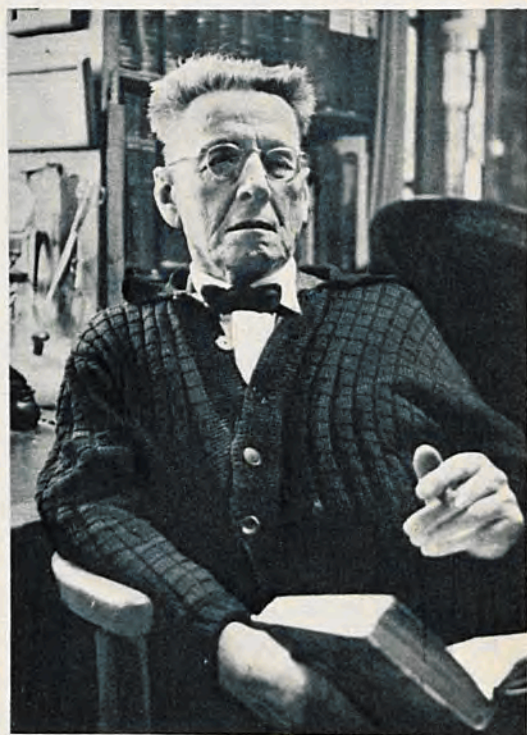


Marthelis Blondzöpfe wachsen auf dem «Ellenberg»

Auf einem mittelgroßen Bauerngut des «Ellenberg», in der nächsten Umgebung von Lützelflüh, lebt seit einigen Monaten das elfjährige Martheli. In dem von braunblonden Zöpfen umrahmten, intelligenten Mädchengesicht ist nichts mehr vom Leid vergangener Tage zu erkennen. Im Alter von zwei Jahren verlor Martheli und sein auf dem Nachbarhof untergebrachtes Schwesterchen die Mutter, und dann mußte es erleben, wie das kleine, eigene Bauerngütchen verpachtet und später verkauft wurde. Heute arbeitet der Vater als Knecht auf einem nur zwanzig Minuten entfernten Hofe und verbringt jeden arbeitsfreien Sonntag bei seinen beiden Kindern. Ob Martheli glücklich ist? Seine Antwort: «Meine Pflegeeltern sind wirklich außerordentlich gut zu mir!»

Das Pflegekinderproblem ist noch nicht völlig gelöst!

«Die großen Protagonisten einer verbesserten Armenerziehung, wie Pestalozzi, Gotthelf und Zschokke», meinte der Berner Schriftsteller C. A. Loosli, dieser unermüdliche, siebenundsiebzigjährige Kämpfer für eine großzügige gesetzliche Regelung des Pflegekinderproblems, «sind auch heute noch richtungweisend. Grundsätzlich hat sich in den letzten vierzig Jahren viel gebessert. Als Verdingkind und Anstaltszögling erlebte ich die Uebelstände einer lieblosen, weltfremden und konservativen Armenerziehung am eigenen Leibe. Um so mehr freute es mich, nach einer umfassenden Kampagne für eine gründliche Anstaltsreform große Erfolge feststellen zu dürfen. Heute existiert das Verdingkinderproblem in seiner klassischen Form überhaupt nicht mehr, doch fehlt es immer noch an einer genügenden Aufsicht und Kontrolle der Privatpflegeplätze und einzelner Anstaltsbetriebe. Auch haben die vielen Ehescheidungen eine neue Form von Waisenkindern gebracht, welche die Zahl unserer Armen-erziehungsfälle nicht unwesentlich erhöhen. Gotthelfgeist und Gotthelfmahnung tun immer noch not, und Gotthelfs prophetische Worte: 'Im Hause muß beginnen, was leuchten soll im Vaterland', sind deshalb auch heute von größter Bedeutung.»



Auf der «Sonnhalde» fragt man nicht nach dem Lohn

«Sonnhalde» heißt ein Bauerngütchen am südlichen Dorfausgang von Lützelflüh, und dort herrschen Selbstlosigkeit, Opferwille und aus gutem Herzen heraus geborenes pädagogisches Geschick. Die einfache Bauernfrau, die selber Vollwaise war, zog neben ihrem eigenen Sohn zwei Pflegekinder groß, ersetzte den vier Halbweisen der verstorbenen Schwester die Mutter und nahm in den letzten Jahren nochmals zwei Opfer unerfreulicher Familienverhältnisse zu sich: Jeannette, einen herzigen, 4jährigen Blondschoopf, und den 8jährigen, schwererziehbaren Fritzli.



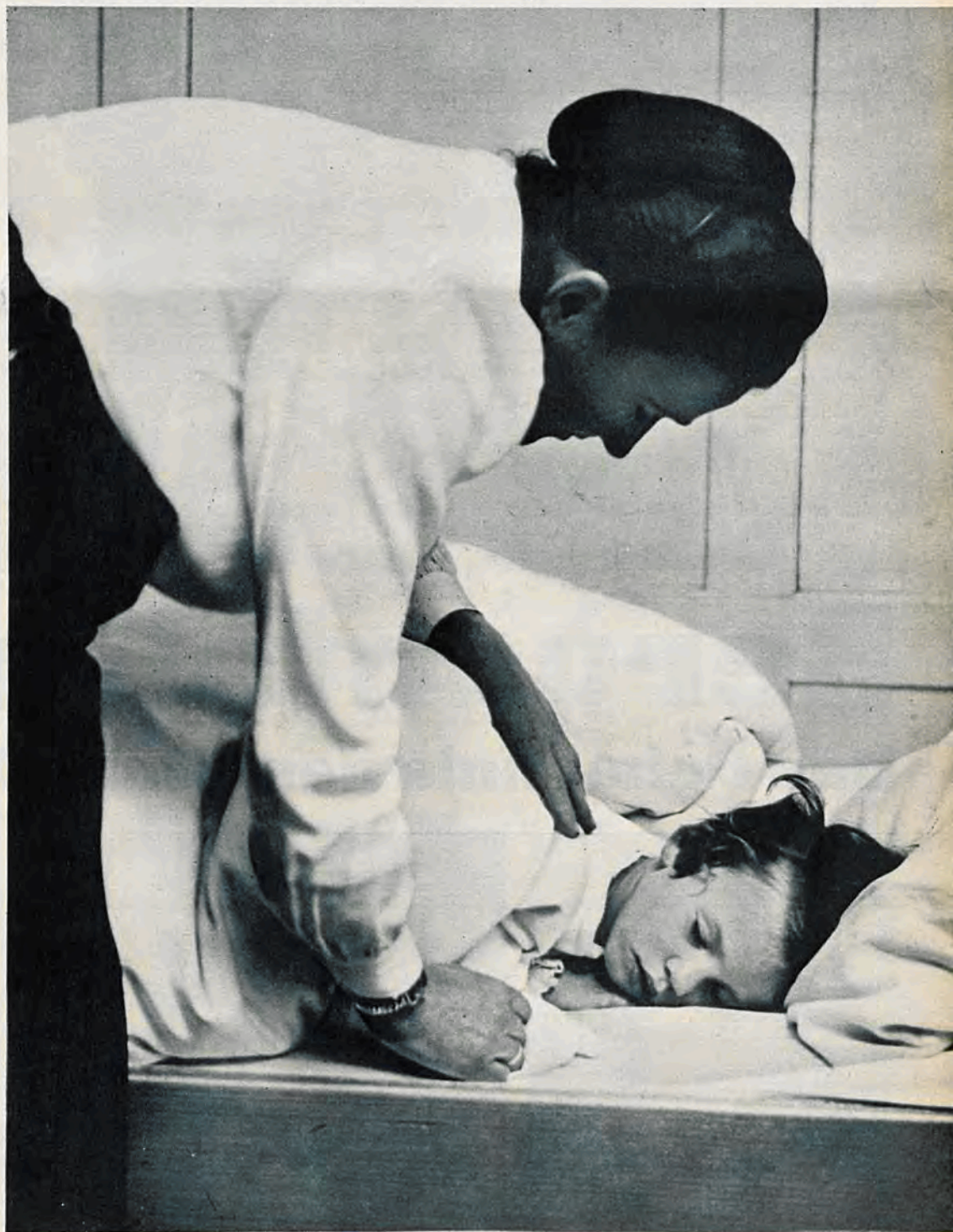
Die «Grube» wurde zu Gotthelfs Zeiten eröffnet

Am 10. August 1825 öffnete die älteste Armenerziehungsanstalt des Kantons Bern, das Knabenerziehungsheim «Auf der Grube» in Niederwangen, ihre Pforten für die ersten sieben Verdingkinder. Einst ein baufälliges Bauernhaus, ist die Knabenerziehungsanstalt heute ein blühender landwirtschaftlicher Betrieb mit ansprechenden Unterkunfts- und Schulräumen. Die 38 Insassen im Alter von 7 bis 15 Jahren bestätigen immer wieder die Richtigkeit der Feststellung des Hauselternpaares: So viele Anstaltsbuben, so viele Erziehungsprobleme — und so viele Lösungen. Daß der Erziehungserfolg in der «Grube» nicht nur heute, sondern auch früher sehr groß war, ergibt sich daraus, daß viele Ehemalige zu hohen Posten kamen.



«Dorneren» bietet 14 Kindern ein Heim

Ob Wattenwil liegt die vom Hoffnungsbund des «Blauen Kreuzes» im Jahre 1940 ins Leben gerufene Familien-Armenerziehungsanstalt «Dorneren». Höchstens 14 Kinder im Alter von vier bis fünfzehn Jahren bewohnen hier zusammen mit einem verständigen Hauselternpaar den für die Bedürfnisse des Erziehungsbetriebes umgebauten Bauernhof hoch über dem Gürbetal. Freudig bestätigen sie alle das «Dorneren»-Motto: «Nicht ihr seid für die kleine Landwirtschaft als billige Knechtlein da, sondern die zwei Kühe, die paar Schweine und Hühner und die acht Jucharten Umschwung sollen in euch die Liebe zu Tier und Scholle wecken und euch zu freiwilliger Landarbeit anspornen.» (Aufn. W. Studer, Bern)



Neben dem Amboß wohnt die Liebe

Wer weiß von den unzähligen durchwachten Nächten, die das kinderlose Ehepaar in der Schmiede zu Ranflüh nach der Annahme von drei Pflegekindern auf sich nahm, um den Kleinen die Anstaltserziehung zu ersparen? Da war der heute zehnjährige Ernstli, der seinen legitimen Eltern von einem Tag auf den anderen weggenommen werden mußte, da war die achtjährige Elisabeth, die von der Mutter unmittelbar nach der Geburt einfach weggegeben und im Alter von 13 Monaten aus einem Kinderspital in die Obhut des kinderfreundlichen Ehepaares gelangte, und da war schließlich die vierjährige Scheidungswaise Ursula, die im Alter von zweieinhalb Jahren aus einem Heim geholt worden war. «Zwar zogen mit den Kindern Kummer und Sorgen, Pflichten und Aufopferung ins Haus», meinte die Pflegemutter, «doch für all das entschädigen uns die ungeteilte Zuneigung und Liebe, die uns die 3 Kinder entgegenbringen.»